



**Im Hexenring.**

Roman von A. Schoebel.

(Hochzeit) (Nachdruck verboten)  
**H**lein-Weibchen wies nur eine beschränkte Anzahl von Häusern auf. Die lagen wie vergraben in Gärten. Das Blumendorf, es trug seinen Namen mit Recht! Rosen ohne Zahl auf den Stämmen, — Levkoien, Nelken, Verbänen, Fuchsen, Heliotropen in den Beeten. Ganze Blumenfelder blühten hier, betreut wie lebende Wesen, von Düften umwozt.

Ein Paradies für Blumenmaler und -malerinnen. Ein Trupp junger Mädchen schritt Hannah entgegen. Schlanke Gesichter in lustigen Kleidern. Hübsch und fröhlich. Sie nickten dem blaffen Kinde unterm bekränzten Hute zu. Wohl eine neue Kollegin!

Hannah wagte nicht, zu fragen. Sie würde schon allein das richtige Haus finden, in dem er wohnte.

Jetzt näherte sie sich einer weißen Fassade mit grünen Fensterlädchen. Der Geruch von gebratenen Zwiebeln drang ihr entgegen. Hier konnte er nicht wohnen. Auf keinen Fall! Drüben in dem rosig angestrichenen Häuschen blühte es bunt vor den Fenstern. Aber vor der Tür drängte sich ein Mädel schmutziger, barfußiger Kinder —

Vorüber! Vorwärts! Weiter! Das zugespitzte Schieferdach hinter den runden Wipfeln von Apfelbäumen gab eher Hoffnung.

Mit leicht erzitternden Knien schritt Hannah darauf zu, quer über die Straße, mitten durch einen von Neseben eingefassten Gang. Sie klingelte bescheiden. Ein Mädchenkopf mit brennend-rotem Haarbüschel fuhr aus dem Spalt der sich öffnenden Tür. Ein rasches Atemholen, ein zögerndes Fragen. „Wohnt hier vielleicht ein berühmter Herr Maler? Einen weißen Anzug trägt er — auch alltags.“

Zudringliches Winkeln aus grellen Blauaugen traf den bekränzten Hut. „Ne. Hier wohnen nur drei olle Jungfern, die farbenklexer. Beileibe kein Mannsbild nich.“ Klapp, schlug die Tür zu. In drei Häusern noch fragte Hannah vergeblich. Nun schritt sie über die kurze Hauptstraße aus dem Orte hinaus, kalt an allen Gliedern geworden, von einer eisigen, lähmenden Angst befallen.

Sie blickte zum Himmel hinauf. So hoch, so fern stand der, — nur noch matt erleuchtet von der Abendsonne.

Schwer und langsam senkte sich ihr Blick und blieb an einem spitzen Türmchen hängen, das zwischen

breitläufigen alten Kastanien aufragte. Ein Haus an dem Türmchen, ganz städtisch seine Bauart. Das konnte noch nicht lange stehen. Hannah hatte es nie bemerkt, wenn sie mit der Mutter in früheren Jahren durch das Blumendorf geschritten war.

Vielleicht wohnte er dort! — Sie ging darauf zu.

Weich wie einen freundlichen Gruß fühlte sie Blumenduft über ihr Gesicht hinschmeicheln, als sie in den Garten eintrat.

Sie sah sich nicht um. Der Tür flog ihr Blick entgegen, traf einen kleinen blanken Messingknäuf, der, von einem Sonnenstrahl getroffen, bligte und

Alexander Loffen, von dem die herrlichen Kathedralenbilder stammten, die die gute Biene einmal beschrieben hatte, — das Jesuskindlein drauf, die Madonna selber, und eine Engelchar, die ihr diente.

Alexander Loffen! — So jung war er noch und Professor bereits und mit allen Ehren bekränzt! Zastend und zitternd nur wagte sie die Klingel anzurühren. Ein feines, gedämpftes Trillern vernahm sie.

Dann tat sich die Tür auf, — langsam, fast unwillig geöffnet. Das Gesicht des Bedienten Fritz erschien, vornehm in die Länge gezogen. Der Bengel setzte eine abweisende Miene auf, — da erkannte er das Mädchen von der Wiese. Nun glüherten seine Augen, und ein Schmunzeln zog seinen Mund breit.

Hannah errötete tief und heiß. Fast wie einen Schmerz fühlte sie das Rot sich über ihr Gesicht, ihren Nacken ausbreiten. „Wie geht es Ihrem Herrn?“ — stotterte sie endlich verlegen.

Er spitzte die Ohren, er sperrte den Mund auf. „Wa — was —? Wie's Herr Professor — Ah so —“ Als weltgewandter Bedienter begriff er sofort. Die Kleine da bedurfte eines Vorwands!

Er legte die Stirn in Falten. „Besser, besser. Ich danke. Noch nicht ganz gut, — aber das Fräulein können sich ja selber überzeugen.“

Er ließ Hannah eintreten, unter einer Verbeugung, die ihr sonderbar verzerrt und lächerlich tief vorfam.

Aber ihr Blick wurde abgelenkt von der Ausstattung des Raums, in den sie eingetreten war. Wie reizend, wie hell alles! Matten am Fußboden, gestreifte Schals an den Wänden, die Möbel

aus feinem Korbgeflecht und mit seidnen Kissen belegt. Eine Treppe aus dunklem Holze, geschliffen und verschönert, schwang sich nach oben. Auf der lagen lauter schwere, buntgewirkte Decken.

„Wenn das Fräulein da hinauf spazieren wollen, —“ Fritz lachte jetzt über's ganze Gesicht. „Der Herr Professor wird sich ja unbändig freuen, ganz unbändig —“

Hannah zögerte. Vielleicht war es richtiger, sich erst anmelden zu lassen, — oder beging sie damit einen Verstoß? Sie entschloß sich, die Treppe ohne weiteres hinaufzusteigen. Schließlich mußte ja der Diener die Gewohnheiten seines Herrn kennen. Und dann, — plante sie nicht, den Kranken zu überraschen?

Die Stimme Fitzens schnarrte ihr noch nach: „Oben den Gang zu Ende bis zum Vorhang.“



Kriegswohnstätten.

Von Feldgrauen hergestellte Wellblechbaracke in Dnanes (Westlicher Kriegsschauplatz).

funfelte. Jetzt trat sie auf die Stufen, die zum Eingange hinaufführten. Clematisranken hingen darüber hin wie Girlanden; Clematis spann das ganze Haus ein mit seinen großen violett-blauen Sternern. Vornehm blinkten die Scheiben dazwischen, von Spitzengeweben leicht verhängt.

Hier mußte er wohnen!

Sie tastete nach dem blanken Messingknäuf und wollte daran ziehen. Da streifte ihr Blick ein Täfelchen neben der Klingel. Ein Name stand darauf. Sie bückte sich, faun atmend — — Sein Name — — Alexander Loffen.

Nun brach sie fast in die Knie. Der war's, der mußte es sein! Alexander Loffen, den die Malfräulein kaum zu nennen wagten. Vor dem selbst der Professor dreimal den Hut zog, wie er es so oft ausgesprochen hatte vor Hannahs Ohren.

Drunter durch und die zweite Tür geradeaus. „Atelier“ steht dran!“ Jaghaft hob Hannah Fuß um Fuß. Sie scheute sich fast, auf die kostbaren Decken zu treten. Jetzt war sie oben.

Beinahe hätte sie aufgeschrien. Auf dem Treppenaufgange stand eine kleine Truhe. Davor lag das Fell eines Leoparden, der Kopf ausgestopft, mit boshaft funkelnden Augen darin, mit einem greulichen, zahnfleischenden Lächeln!

Sie drückte sich scheu vorbei, schlug den breiten Vorhang zurück, schritt vorwärts, über dicke, schalldämpfende Decken hin.

Die Tür zum Atelier stand halb offen. Mit angehaltenem Atem beugte sie sich vor, blickte hinein. Ihre Augen wurden weit, — ihre Finger spreizten sich.

Das — das war ein Atelier? So etwas Herrliches gab's auf Erden? Das Licht kam von oben, durch große Scheiben, schien vom Himmel her herabzufallen, klar und hell, — beleuchtete all das Schöne, das hier zusammengebrängt stand und lag, — verwirrend fast in seiner Fülle und doch so fein und sinnvoll geordnet, daß nichts überflüssig erschien.

An den Wänden Gewebe in matten, schönen Farben. Darauf Waffen, Schilde, Helme. Die von Perlmuttereinlagen strahlenden Möbel, zum Teil verdeckt von seidnen, kostbaren Schals, — so fein wie der, den die stumme Tilla von ihrem Halse genommen hatte, um ihn Hannah zu schenken.

Alles bunt, prunkvoll und doch wie durch einen feinen Schleier gedämpft und gemildert.

Hannahs Augen begannen zu leuchten. Und wie aus weiter Ferne, aus einem verfunkenen Reich geheimer Erinnerung stieß es ihr zu: dies ist die Welt, aus der du gekommen bist, — dies ist deine Welt! Die Welt des Schönen!

Nun setzte sie den Fuß über die Schwelle.

Dort drüben lehnte nachlässig das Bild mit den Königskerzen, und daneben auf einer Staffelei, in einem breiten, dunklen Rahmen gefaßt, stand ihr Bild.

Auf den Beinen ging sie darauf zu. Nun sah sie sich erst wie in einem Spiegel, nun der Rahmen die bunte Leinwand abschloß von der Umgebung. Ihr Blick streifte die nackten Füße auf dem Bilde. Er mußte noch daran gemalt haben. Er! Unter seinem großen, berühmten Namen wagte sie gar nicht, an ihn zu denken. Die Füße zeigten sich wund, — bluteten — Oh! Wie fein er begriffen hatte! Wie es ihm zum Herzen gedrungen sein mußte, daß sie für ihn durch Dornen gegangen war — mit zerrissenen Füßen.

Langsam wanderte ihr Blick über die zarte, geängstigte Gestalt zum Gesicht hinauf. Sie war's. Sie war's nicht. So schön konnte sie ja nicht sein. Oder doch — ?

Einen Jubelruf hätte sie ausstoßen mögen, aber sie beherrschte sich, wandte sich ab.

Was drängte sich nicht alles in ihr Gesichtsfeld! Hundert Augen hätte sie haben mögen, um nichts zu übersehen, um alles zu würdigen.

Dort der herrliche Schrank, hier die grinsende Maske aus Goldblech mit den toten, starrenden Augen. Ueber dem gelben Glanze lag eine dicke Staublage. Ganz deutlich bemerkte es Hannah. Der Diener, der war wohl faul, vernachlässigte die schöne Einrichtung seines Herrn. Sicherlich, denn auch die Vase drüben zeigte sich förmlich eingepulvert — die dunkle Erzvase mit den Henkeln aus geknoteten grünen Schlangen. Ebenso die riesige Muschel daneben, deren Inneres leuchtete wie rosiges Fleisch.

Hannah staunte alles an. So wohnte er im Sommer! Auf dem Lande! Freilich, er mußte wohl zu jeder Stunde Schönes um sich sehen, um seinen Bildern das schenken zu können, was sie über andere hinausgab.

Das Mädchen ging auf ein Perlmuttertischchen zu. Eine Handvoll Briefblätter lag darauf, dicht beschrieb mit langgezogenen, ineinanderlaufenden Schriftzügen.

Gewiß von seiner Mutter! Soviel konnte nur eine Mutter an ihren Sohn zu schreiben haben!

Neben den Briefen stand ein Lederrahmen, der die Photographie einer jungen Dame einfaßte.

Gott, blickte die hochmütig! —! Trotzdem war sie ganz einfach angezogen, fast so einfach wie Hannah. Nur klebte ihr das schwarze Kleid förmlich um den vollen, schlanken Körper. Auch eine Brosche mit einem Namenszuge trug sie. Sonst keinerlei Schmuck. In der Hand hielt sie etwas, das wie eine Gerte aussah. Und — wie komisch! Neben ihr auf einem Stuhle lag ein Herrenhut.

Hannah mußte an ihr kleines Abenteuer denken. Gewiß war der Dame ihr Hut verloren gegangen auf dem Wege zum Photographen, und ein guter Bekannter hatte ihr den seinen geliehen — einen richtigen, blitzblanken Zylinderhut. Mit einem Lächeln wandte sich das Mädchen ab.

Neben dem großen bunten Raume lag noch ein kleinerer, wie ein Zelt aus bunten seidnen Luchern wölbte sich's dort über einem breiten, mit Tierfellen beworfenen Lager.

Dort wogte Hannah nicht einzutreten. Während sie forschend hineinblickte, berührte ihr Arm eine Lanze, die gegen eine Truhe gelehnt stand. Polternd fiel sie um.

Das Mädchen bückte sich danach. Da drang eine Stimme mit herrlichem Gurgeln hinter den Zelttüchern hervor: „Freiz, du Calusestrich, hatte ich dir nicht verboten, heraufzukommen?“

Ein Lächeln glitt über Hannahs Gesicht, so hell, so strahlend! Seinen Diener mochte er nicht sehen, natürlich! Was hatte der auch für zudringliche Augen, für unkümmerte Mienen!

Aber was würde er sagen, wenn er sie erblickte! Sie schloß die Augen halb. Stumm würde er sein vor lauter Freude — die Arme würde er ausbreiten —

„Es ist nicht Frits“, rief sie mit zitternder, glückseliger Stimme. „Ich bin's! Darf ich hinüberkommen?“

„Wer, id'“? „Ich“? Und hinüberkommen? Was heißt denn das?“ —

Schritte wurden hörbar, voll ungeduldiger Hast trat eine Gestalt zwischen den Zeltfalten hervor. Ein Mann in lose hängendem Jackett, den Hemdfragen umgeschlagen — Alexander Loffen.

Er stutzte. Ja, was stand denn da? Was buckte sich da und lächelte ihm entgegen?

War das sein kleines Modell, das ihn im verwachsenen Blumenkleidchen entzückt hatte, begeistert zu einer seiner glücklichsten Eingebungen? Himmel, Herrgott noch einmal, sah die aus im schlechtstehenden Sonntagsstaate — mit den groben Schuhen, dem geschmacklosen Schärpenbunde! Und nasse Erdkröten haften an ihren Sohlenrändern — ihr Kleiderjaum triefte.

Verdrossen trat er näher, kniff das linke Auge zusammen. Ihr Gesicht zeigte sich eingefallen — die Augen blaß, verweint umschattet. So sah die Gesichtsfarbe.

Aber die Hände, die leuchteten dafür feuerrot, wie in Kirchsaff getaucht, und die Fingernägel zeigten eine dunkle Unterlage.

Ja, was wollte sie denn nur von ihm — ? Mißschnell schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. Vielleicht war sie von den Malbarnen des Professors darüber aufgeklärt worden, daß Modelle eigentlich Bezahlung erhielten — vielleicht kam sie, sich das rückständige Geld für ihre Leistung zu holen.

Er nagte an der Unterlippe. Heißel die Situation, äußerst heikel! Denn hatte ihm das Mädchen nicht erzählt, daß ihre Mutter der Foredellenwirtin Pensionsgeld zahle, und zwar ein ziemlich reichliches?

Da mußte er zunächst tasten und prüfen — konnte nicht schlantweg in die Tasche greifen. Ungewiß blickte er sie an, trat ihr einen Schritt entgegen.

Hannah stand wie angelurzelt noch an derselben Stelle. Es flimmerte ihr vor den Augen. Krank sah er nicht mehr aus, der Geliebte, Ersehnte —! Gottlob! Aber weshalb tat er so

fremd? Alles zog sich lang um sie her. Sie schwanke.

Da beugte er sich ein wenig vor. In der Nähe erschien ihr Gesicht doch lieblich. Und — was war das? Ein tiefes Glühen trat jetzt in ihre Pupillen — sie erweiterten sich — verdrängten die verblaßte Farbe der Iris — — und ihre Lippen, die brannten plötzlich rot in dem bleichen Gesicht, öffneten sich sehnsuchtsvoll...

Er preßte die Wimpern zusammen. Nein, die kam nicht um schnöden Geldes willen zu ihm. Aber es gab ja noch einen anderen Lohn.

Mit einem jähen Sprunge war er neben ihr, heiß wehte sein Atem über sie hin. Sie zitterte, neigte sich ihm zu. Nun brannte sein Mund auf dem ihren.

Da schlang sie die Arme um seinen Nacken, da küßte sie ihn...

Die Augen fielen ihr zu. Ihr Hut verschob sich — der kleine Kranz glitt zu Boden.

Nun hatte sie ihren Traum, ihre Welt — ihn — ihn!

Fast besinnungslos hing sie an ihm. Endlich rang sie sich frei, Atem schöpfend. „Du!“ sagte sie. „Du“. Nichts weiter, obwohl sie nun wußte, wer er war, einer der Großen, der Angestauten.

Für sie war er derselbe geliebte, auch ohne die Kränze des Glücks und des Ruhms, die auf ihm lagen. Für sie behielt er den Namen, den ihr Herz ihm geschenkt: „Du“!

Er wollte sie von neuem an sich ziehen. Enger, fester, drängender. Sie wehrte ihm matt. „Einen Augenblick laß mich. Ich bin so schwach, hab' mich so gequält, so viel geweint“.

Sie lächelte ihm zu, süß und traurig, und dann flogen ihre Blicke durch den fremdartig schönen Raum. „Nun bin ich in die Welt getreten, aus der ich gekommen bin. Nun bin ich bei Dir“, sagte sie feierlich. „Wie schön will ich Dir alles halten, will selber den Staub von all den kostbaren Sachen hier wischen, wenn ich erst Deine Frau bin.“

Sie lehnte ihr Gesicht gegen seine Brust. Da durchfuhr ihn ein scharfer Ruck vom Scheitel bis zur Sohle. In kalt-berlegener Abwehr löste er seine Hände von ihrer Gestalt. „Meine Frau — ? Ja, was heißt denn das? Meine Frau? Sie?“

(Schluß folgt.)

### Männer der Zeit.

Es war ein guter Gedanke des Roten Kreuzes von Berlin, große Männer dieser Zeit zu einer Bildnisausstellung zu vereinigen. Der Sieg dieser Zeit ist ja der Sieg der großen Männer. Die eisernen Prüfungstage haben uns den Wert der Persönlichkeiten kennen gelehrt und manche Größe, die still im Verborgenen blühte, ist erst durch den Krieg an das Licht der Öffentlichkeit gebracht worden. Gestalt und Aussehen unserer Berühmtheiten bilden ja nicht Unbekanntes mehr. Die illustrierte Presse sorgt dafür, daß jede Berühmtheit im Augenblick ihren Kreislauf durch das ganze Deutschland unternimmt. Immerhin ist es von besonderem Interesse, die Fülle großer Zeitgenossen einmal in einer Galerie vereinigt zu finden. Aus Photographien und Zeichnungen sprechen in den schönen Sälen der Akademie der Künste hunderte von bekannten Köpfen von dem Geistesreichtum, der Tatkraft und Energie, die in dieser Zeit den deutschen Siegeszug bestimmten. Manche dieser Köpfe gehören heute schon der Geschichte an, andere zählen nur zu den Berühmtheiten zweiten Ranges. Aber man weiß auch gern im Kreise der Gesellschaftsgrößen oder der kleineren Geister aus dem Reich von Kunst und Wissenschaft, die auch zu ihrem Teil unserem Leben ihr Gepräge geben. Aus jedem Antlitz blickt schließlich ein interessanter Menschentyp, und schon vom Standpunkt des Psychologen ist

ein Rundgang durch diese Versammlung der Zeitgenossen überaus lohnend.

Was dieser Ausstellung aber ihren besonderen Reiz verleiht, sind die Widmungen, die die ausgestellten Persönlichkeiten ihren Bildnissen beigefügt haben. Aus manchem Motto, das flüchtig unter die Photographie gelehrt ist, spricht ein persönliches Bekenntniswort. Aus mancher Handschrift wird das Charakterbild des Menschen tiefer erschlossen und klarer gedeutet. Schon als Autographensammlung bietet die Ausstellung reiche Werte. Fürstlichkeiten, Heerführer, Staatsmänner, Gelehrte, Künstler, Schriftsteller und Leute der Gesellschaft sind in der großen Galerie vereinigt. Leuchtende Namen künden den Ruhm unserer Tage. Wie nahe berührt es den Betrachter, wenn er unter dem Bildnis des greisen Kaisers Franz Joseph eine Widmung von eigener Hand vorfindet. „Treue um Treue“ ist der Wahlpruch des vielgeprüften Herrschers. Von der tiefen Religiosität, die unser Kaiserhaus erfüllt, zeugt die Widmung der Kaiserin. Sie schreibt mit Bleistift unter ihr Bild: „Fürchte Gott, tue recht, schene niemand!“ Und ihre Tochter, die Herzogin Viktoria Luise von Braunschweig, schreibt: „Ist Gott für uns, wer mag gegen uns sein?“ Die Kronprinzessin schreibt die Widmung: „Ein dankbar Herz in Demut vor Gott, voller Liebe zu den Menschen, sei dein Führer durchs Leben“; und die greise Großherzogin Luise von Baden findet ihr Leitwort in dem Spruch: „Gott mit uns“. Von der forschenden Soldatennatur des Kronprinzen zeugt das Wort: „Der Hieb ist die beste Parade“. Auch der Ausspruch des Prinzen Oskar läßt auf ein edel mächtiges Soldatentum schließen. Er lautet: „Wer Gott vertraut und dabei feste um sich hat, der hat auf seinen Sand gebaut.“ Das Kronprinzenpaar hat auch Einzelbismarck seiner Kinder eingeklebt, und jeder der kleinen Prinzen hat dem Bilde seine Namensunterschrift beigefügt; sogar die kleine Prinzessin Alexandrine schreibt in noch etwas ungelentken Zügen ihren Namen. Der König von Sachsen schreibt: „Allezeit bereit für des Reiches Herrlichkeit“. Der österreichische Thronfolger Karl Franz Joseph, der jetzt in Südtirol seine Truppen von Sieg zu Sieg führt, meint schlicht: „Gott wird uns zum Siege verhelfen.“

Unter den Heerführern steht Hindenburg natürlich an erster Stelle. Seinem Wort kann man Glauben schenken, wenn er sagt: „Vorwärts für Kaiser und Reich!“ Auch die Wahlsprüche der übrigen Heerführer sind fest gehämmert wie Stahl. Der alte General v. Wedel meint: „Seine Ueberzeugung vertreten, auch wenn uns Nachteile daraus erwachsen, ist Mannespflicht“, und der alte General v. Bülow prägt das energische Wort: „Je härter der Kampf, desto schöner der Sieg.“ Generaloberst v. Mackensen schreibt: „Gott vertrauen und der eigenen Kraft“. Ludendorff: „Unverzag durch!“ und Klud: „Wägen sie hassen, wo sie uns fürchten“. General v. Beseler, der Gouverneur von Warschau, sagt: „Mit Gott wollen wir Taten tun, er wird unsere Feinde niederretzen“; und Generaloberst v. Büßing, der Gouverneur von Belgien, tut den Ausspruch: „Aufwärts die Herzen!“

Die Reihe der Widmungen ließe sich noch lange fortsetzen. Noch manches inhaltreiche und geistvolle Wort findet sich in der Ausstellung. Es sei nur noch erwähnt, was der Papst Benedikt XV. als Widmung unter sein Bild gelehrt hat, das er der Ausstellung zur Verfügung stellte. Er schreibt: „In te, domine, speravi: non confundor in aeternum.“ Um das Bild des Papstes gruppieren sich die Bildnisse der Kirchenfürsten. Auch die Türkei und Bulgarien sind mit ihren Herrscherhäusern und berühmten Männern zur Stelle. Ein Saal ist den Männern der Gelehrsamkeit, ein anderer den Größen der Industrie gewidmet. Aus der Reihe der Professoren greift der Charakterkopf des greisen Adolf Wagner. Er preist den preußischen Militarismus mit folgendem Wort: „Gewiß dient der Staat auch den Wohlfahrts-

zwecken der Nation, aber er kann dies nur tun bei genügender Macht nach innen und nach außen. Insofern verdammt auch das Deutsche Reich alles in erster Linie dem preußischen Militarismus der Hohenzollern.“ Ergreifend ist der letzte Saal, in dem die Toten dieses Kriege's Platz gefunden haben. Vom österreichischen Thronfolgerpaar, das in Serajewo der Mörderhand zum Opfer fiel, läuft die Reihe über Weddigen, Graf Spee, Emmich und viele andere bis zum Freiherrn von der Goltz. Das sind die leuchtendsten Namen, die sich der Reihe der großen Männer dieser Zeit einfügen.

### Fremdenlegionär Kirsch. \*)

Von Kamerun in den deutschen Schützengraben.

Von Hans Paasche.

I.

Accra war eine alte Ansiedlung der Portugiesen. Das Fort bestand aus einer großen Mauer mit Schießscharten und einem festen Gebäude, in dem die Schreibstuben des obersten Polizeibeamten waren. Die übrigen Räume waren zu Kasernen umgebaut. Die ganze Stadt war eine Art Befestigung.

In den ersten Tagen durften wir uns frei bewegen und den Einladungen der Deutschen Folge leisten. Mehrmals war ich Gast der Baseler Mission.

An Straßenecken hatte die Regierung in Englisch und in Neger Sprache Anschläge angebracht, auf denen zu lesen stand: „Im Namen Seiner Majestät des Königs von Großbritannien. Der Kaiser von Deutschland, ein mächtiger Mann, hat sich seit langen Jahren vorbereitet, um dem Häuptling von Frankreich Krieg zu bringen. Dabei hat er mordend und plündernd ein kleines Land überfallen, dessen Häuptling mit dem König von England befreundet ist. Deshalb müßten die Engländer gegen die Deutschen in den Krieg ziehen. Die Deutschen sind ein gefährliches und kriegerisches Volk und sind zu fürchten, weil sie viele Soldaten haben. England fordert alle Kadda auf, zu helfen, diesen Feind zu vernichten. Alles, was die Deutschen des Nachbarlandes Togo Schlechtes anrichten können, muß gemeldet werden. Es sind nur auch einige Deutsche in unserem Lande. Die kann man nicht verantwortlich machen für die Schandtaten des Kaisers, und sie müssen geschont werden. Wenn aber Schlechtes von ihrer Seite geschieht, muß auch gegen sie Gewalt angewendet werden.“

Brunn stand mit mir vor einem solchen Anschlag und schimpfte mordsmäßig über die Tonart. Die deutschen Handelshäuser waren geschlossen und der Besitz zum Teil beschlagnahmt worden. Als wir vor dem Hause einer französischen Gesellschaft vorbeikamen und die Franzosen hämisch lachend an der Tür standen, hatte Brunn große Lust, eine Keilerei anzufangen. Die schwarzen Angestellten machten mit der Hand Zeichen, die bedeuteten, den Deutschen werde der Hals abgeschnitten, und eines Tages wurden wir von dem Negerpöbel gar mit Schmutz beworfen. Deshalb mußten die Spaziergänge leider unterbleiben. Der Negermob war gegen Deutschland aufgehetzt worden und hielt an diesem Haß mit der ganzen Borniertheit ungebildeter Menschen fest.

\*) Von Hans Paasche, Verlag August Scherl, G. m. b. H., Berlin. 180 Seiten. Preis 1 Mark. — Nun hat auch die deutsche Jugend ihr Buch. Keine Einbildungskraft hätte eine solche Fülle von Abenteuer ausdenken können, wie sie hier ein Deutscher erzählt, der aus englischer Kriegsgefangenschaft an der Goldküste entflo, den Franzosen in die Hände fiel, in die Fremdenlegion eintrat, sich an die Front schloß und dann dort in die deutschen Reihen einzutreten. Das Buch ist reich mit Bildern und Zeichnungen ausgestattet. Der Verfasser hat sich mit der Herausgabe des Buches ein Verdienst erworben. Wir geben hier einige Proben wieder, die hoffentlich viele bewegen werden, das Buch in die Hand zu nehmen.

Als wir uns von den Anstrengungen der Seefahrt erholt hatten, begannen wir unsere Lage zu überdenken und uns zu fragen, ob ein Entkommen aus der Gefangenschaft möglich sei. Ich hatte den festen Entschluß, in dieser Gefangenschaft nicht das Ende des Kriege's abzuwarten, sondern irgendeinen noch so verwegenen Ausweg zu suchen. Fürs erste aber kam es darauf an, Kenntnisse zu sammeln und alle Möglichkeiten der Flucht zu überdenken.

Eines Tages gab es eine Ueberraschung. Wir bekamen Zuwachs: deutsche Gefangene aus Togo. In jämmerlicher Verfassung, zum Teil ohne Hosen, mit zerrissenen Kleidern, mit langen Bärten kamen sie an. Einige trugen Schutztruppenmützen mit der Kokarde. Sie waren bei einem Unfall aus dem belagerten Kamina gefangenengenommen worden. Unter ihnen befand sich ein Bezirksamtmann, ein Ingenieur und viele andere bekannte Afrikaner. Ihr oberster Führer war gefallen.

Sie wurden in den Nebenraum gebracht und erhielten von den Engländern neue Kleider. Ich machte mich gleich an unsere Landsleute heran und ließ mir viel von den Zuständen in Togo erzählen. Der Ingenieur erzählte begeistert von seiner Arbeit und glaubte, daß der Norden der Kolonie sich gegen die Engländer und Franzosen halten werde.

Als ich den trefflichen Mann öfter ausfragte, hörten auch andere zu, und es bildete sich unter den Gefangenen ein kleiner Kreis, in dem allerlei koloniale und soziale Fragen besprochen wurden. Die geistige Führung hatte hier der Ingenieur, nicht nur wegen seiner großen Allgemeinbildung, sondern auch vor allem, weil er es verstand, seine Zuhörer für einen Gedanken zu erwärmen, der mir und den meisten ganz neu war. Er sagte, nach dem Kriege könnte in Afrika noch manches besser gemacht werden als bisher. Ein gutes Vorbild sei in der britischen Kolonie Nigeria gegeben, und das müsse jedem Afrikaner zu denken geben. Dort sei ein Gesetz geschaffen worden, das jeden Handel mit dem Grund und Boden verbiete; die Folge davon sei, daß die Eingeborenen eine feste Heimat und eine Arbeitsstätte hätten, gesund und arbeitswillig blieben. Die Kolonialfrage sei eine Bodenfrage. Natürlich erhoben sich unter uns Stimmen, die allerlei einwendeten. Man sagte, der Ingenieur habe einen Bodensimmel. Der Mann aber wußte in der Frage so gut Bescheid und kannte so nahe Beziehungen der Frage zu allen andern Gebieten des menschlichen Lebens, daß aller Spott verstummt, und mancher den Entschluß faßte, sich mehr um diese Dinge zu kümmern. Uns Deutschen wußte der Ingenieur die Frage noch besonders schmachhaft zu machen, indem er sagte, das Verdienst, eine weisshäutige Bodenpolitik zum erstenmal in die Tat umgesetzt zu haben, habe die deutsche Marine; sie habe in Kiautschou den Boden gleich nach der Erwerbung des Landes unter ein Recht gestellt, das jeden Mißbrauch ausschloß. Von dieser Kulturthat werde die Welt wissen, auch wenn die Kolonie vielleicht nicht deutsch bleiben sollte.

Nach einigen Tagen wurden wir auffallend schroffer angefaßt als zuerst. Offenbar wurde der Haß gegen die Deutschen in England heftig gesteigert.

Lebensmittel bekamen wir geliefert: Bananen, Jams, Konerven, Ziegenfleisch, Tabak und Zigaretten, und in der ersten Zeit auch Whisky, Nitunter und Fische. Da halfen wir uns mit einer kleinen Fischräuchererei. Der erste Offizier, der ja aus einem Fischerort an der Nordsee stammte, wußte aus einer einfachen Tonne eine Einrichtung zu machen, mit der wir die frischen Fische räuchereten. Die Fische wurden aufgeschnitten, gesalzen, einige Stunden luftig aufgehängt und dann starkem Rauch ausgelegt. Die Engländer bewunderten unsere Räucherkunst.

Als uns die Zeit lang wurde, machten wir uns aus Pappdeckeln ein Schachspiel und schnitzten

aus einem Besenstiel Puppen dazu. In dem Bücherstreck fand ich manches, was meine Kenntnisse bereicherte. Besonders ein Buch „Walben“, von dem Amerikaner Henry David Thoreau, trug dazu bei, mir die Zeit zu kürzen, mir Hoffnung und Kraft zu geben. Der Ingenieur hatte ein anderes Buch beschlagnahmt; es hieß „Progress and Poverty“ (Fortschritt und Armut) und war ebenfalls von einem Amerikaner verfaßt, von Henry George. In diesem Buch fand der Ingenieur offenbar die besten Bestätigungen für seine Ansichten, und er las mir oft ganze Sätze mit Begeisterung vor.

Ich beschäftigte mich auch viel mit den Pflanzen und Tieren, die rundum zu sehen waren. Es war da eine besondere Art Eidechsen. Der Kopf war rot, der mittlere Teil gelb und der Schwanz schwarz. Das Weibchen schillerte grün. Diese drolligen Tiere trieben sich in der Sonne umher, und die Männchen stritten sich um die Weibchen. Wenn man langsam auf eine Eidechse zuging, „pumpie“ sie, richtete sich auf den Vorderbeinen auf, hob und senkte den Kopf und blähte sich auf. Wenn zwei Männchen kämpften, schlugen sie sich mit den Hinterteilen. Hunderte von Ameisenlöwen hatten ihre Trichter im Sand. Ich war von klein auf ein großer Tierfreund gewesen und kann viel Zeit damit verbringen, Tiere zu beobachten.

Wir hörten von den Ereignissen des Krieges nur das, was uns der „Kommissioner“ mitzuteilen für gut fand. Es ist möglich, daß er den Krieg so selber sah, wahrscheinlicher aber ist, daß er lag, wenn er uns mit gebührendem Bedauern mitteilte, daß es für Deutschland sehr schlecht stehe. Die englischen Zeitungen, die wir zu lesen bekamen, wußten nur von Niederlagen der Deutschen zu berichten, von Unzufriedenheit und Uneinigkeit im deutschen Volke und von dem einmütigen Willen der ganzen Welt, Deutschland zu vernichten. Mitunter aber bekamen wir von der Baseler Mission Schweizer Zeitungen, nach denen die Lage Deutschlands ganz anders aussah. Als der Beamte merkte, daß wir zu diese Zeitungen bekamen, verbot er das. So kam es, daß die Sorge um unser Vaterland immer als Gespenst bei uns stand, obwohl wir genug mutige und erfahrene Männer unter uns hatten.

Es war aber auch besonders schwer, an deutsches Waffenglück zu glauben, wo wir sehen mußten, daß Togo von der Uebermacht erdrückt wurde. Vielleicht dachte es sich der Herr Kommissioner ebenso leicht, Deutschland zu überwinden. In seinem Gehirn ging das so vor: Togo: rechts Französisch-Dahome, links die britische Goldküste, Togo kaputt. Deutschland: rechts Rußland, links Frankreich und England, also Deutschland kaputt. Ich möchte sein Gesicht jetzt einmal sehen, wenn er die deutschen, österreichischen, bulgarischen und türkischen Fahnen auf seiner Landkarte weit nach links stecken muß.

## II.

Als Pinter und ich glaubten, alle Umstände genügend zu kennen, beschloßen wir an einem Abend, die Flucht zu wagen. Wir hatten einige Tage vorher beobachtet, wie ein Unteroffizier abends, obwohl das streng verboten war, vor den Stachelbraut gegangen war und einen Kasten hereinholte, den er bei Tage geschossen hatte. Auf diese Beobachtung bauten wir unseren Plan. Als die Zeit des Abendessens kam, gingen wir an das Ende eines ganz neuen Laufgrabens, der nicht weit von der deutschen Linie in einem vier-eckigen Raum endete. Dort stand ein Doppelposten.

Hier begann der Stachelbraut, dann kam ein großes Müsenfeld, das nicht abgeerntet war, dahinter saßen wir die deutschen Gräben.

Wir unterhielten uns mit den beiden Zuaven, die hier Posten standen. Als sie abgelöst wurden, kamen zwei junge Leute der Fremdenlegion. Die sahen uns schon da stehen und dachten wohl, wir hätten hier irgendetwas zu suchen.

Pinter sprach so, als ob er ein angefangenes Gespräch fortsetzte und sagte: „Jetzt müssen ihn holen, es wird bald zu dunkel.“ Die Posten fragten: „Was wollt Ihr holen?“ Und Pinter antwortete gelassen: „Ach, wir haben hier einen Kasten umgelegt, und den wollen wir reinholen“, und als die Posten sagten, sie könnten uns nicht hinauslassen, es koste sechzig Tage Haft, da sagte Pinter spöttlich: „Na, Ihr habt ja noch gar keine Ahnung von dem Betrieb hier, so was Grünes hat man noch lange nicht hier gesehen.“ Dadurch ließen sich die Soldaten einschüchtern und sagten: „Dann macht aber schnell.“

Ich zögerte nicht lange und stieg vorsichtig über den Draht, was nicht leicht war. Ich wandte meine ganze Aufmerksamkeit auf das, was ich vor mir hatte, als mich im letzten Augenblick ein junger Spanier vom Graben her am Mantel faßte und sagte: „Wo willst Du hin? Bleib doch hier.“ Ich sagte nichts, schüttelte ihn ärgerlich ab und ließ mich nicht von meiner Aufgabe ablenken. Pinter kletterte hinter mir.

Als wir über die Stachelbrähte hinüber waren, gingen wir in halb gebückter Haltung zwischen den Rüben vorwärts und taten so, als ob wir etwas suchten. Ich merkte, daß Pinter mir folgte, sah mich aber nicht nach ihm an. Wir sagten auf Französisch: „Hier muß er doch liegen.“ So entfernten wir uns Schritt für Schritt auf die deutsche Linie zu. Es waren aufregende Sekunden: Vorwärts gehen und sich doch nicht merken lassen, daß man eigentlich laufen, der Freiheit entgegenstürmen möchte! Da, mit einem Male, wir mochten etwa zwanzig Schritt gegangen sein, erscholl vom Graben her die laute Stimme eines Vorgelegten: „Heda, Ihr Kerle, was sucht Ihr denn da, was treibt Ihr euch da oben herum? Vouz avez un toupet de vous balader là haut, voulez vous descendre! Est ce que vous êtes foux?“ (Ihr seid wohl des Teufels, euch da oben herumzutreiben, macht mal, daß Ihr runterkommt.) So schalt er weiter. Wir hörten die Stimme hinter uns und fühlten die Gewehre der ganzen Linie auf uns gerichtet. „Jetzt lauf!“ rief mir Pinter zu. Ich lief, was die Beine hergeben wollten, knickte aber gleich zu Anfang auf einer glitschigen Rübe aus und empfand einen Schmerz am Fuße. Pinter überholte mich.

Jetzt folgte uns ein erregtes Rufen. „Halte — la, halte — la, — halte — la!“ (Halte = da!) Aber es gab kein Halten mehr: wir rannten so schnell wie konnten. Nach dem Rufen war eine kleine Pause, deren Sekunden mir wie eine Ewigkeit in Erinnerung sind, weil in ihnen die Spannung vor den nun erwarteten tödlichen Schüssen lag: Nüchtern stehend! Die beiden Wachtposten hatten geschossen. Ein Zucken, ein Krampf der Nerven, dann das Bewußtsein: Wir sind nicht getroffen.

Wieder eine kurze Pause, dann ein Knattern aus hundert Gewehren. Die Geschosse pflüchten uns um die Ohren. Ich spürte einen Schlag an der Schulter und merkte, daß die Achselklappe weggerissen und der Riemen der Pistole durchgeschossen war. Die beiden Teile des Riemens schlugen mir im Laufen gegen die Beine.

Pinter lief etwas seitlich von mir. Er war um mich besorgt, wandte sich im Laufen um und rief: „Schnell, schnell!“

Die Geschosse pflüchten um uns. Ich sprang über eine Leiche weg, dann wieder über eine, da sehe ich Pinter vornüberfallen und werfe mich neben ihm hin. Ich schüttelte ihn. Ein stöhnender Hauch kommt aus seinem Munde: „Lauf!“ glaube ich zu verstehen. Der Mond war ein wenig hervorgekommen, ich beugte mich über Pinter und sah Blut in seinem Gesicht. Ich spürte seinen Atem nicht mehr und schüttelte ihn. Er rührte sich nicht.

Das Schießen hatte aufgehört. Ich richtete mich halb auf und sah um mich. Da war es mir, als ob aus der Dufung Gestalten hervorkamen. Mein Atem flog; ich rüttelte Pinter noch einmal:

er war leblos. Ich sprang auf, in furchtbarem Zweifel: mir war, als dürfte ich den Toten nicht verlassen.

Als ich weiter rannte: Teng — teng, begann das Schießen wieder in aller Stärke. Ich lief nur wenige Sekunden und sprang über mehrere Menschen hin, die mit ihren Waffen, als ob sie noch lebten, dalagen, dann fiel ich halb willenlos vornüber auf die vorgestreckten Hände, und meine Rechte stieß dabei gegen einen Toten, dessen Brustkasten nachgab. In meiner erregten Vorstellung zeichnete sich ein Eindruck, der nie verwischen wird. Ich riß die Hand an mich und froh weiter. Dann sprang ich wieder auf, sah einen kleinen Graben vor mir und setzte darüber hin, da sah ich dicht vor mir Linien von Stachelbraut. Zuerst erschrak ich: Sind das französische Gräben? Dann erkannte ich Drahtreiter, die es bei den Franzosen nicht gab, und schon blickten dicht vor mir Schiffe auf. Ich schrie, ich brüllte: „Nicht schießen, Deutscher!“

Eine unheimliche Ruhe folgte, mein Blut pochte, oder waren das Stimmen in der Erde? Lebte da was?

Jetzt werden erregte deutsche Rufe laut: „Hände hoch!“, „Stehenbleiben!“, „Hände hoch!“

Ich glaubte hundert Augen, hundert entschickerte Gewehre auf mich gerichtet. Der eigentümliche Ton der Stimmen aus der Erde machte mich zittern: „deutsche Laute!“

In aller Bereitwilligkeit riß ich die Arme hoch, aber nur ein Arm folgte, und ich spürte einen Schmerz an der linken Schulter. „Beide Hände hoch!“ rief es wieder aus dem Dunkel. Bin verwundet, kann nicht!

Ich hörte Gemurmel, dann, dann nach einer Pause von Sekunden, stiegen mehrere Gestalten aus der Erde. „Jetzt mußt Du Dich nicht“, hörte ich in schleischer Mundart. Ein Mann rief: „Hier durch!“ Und ich fand, der Richtung folgend, eine Stelle, wo ein Drahtgestell halb geöffnet war. Ich wurde angepaßt: „Komm mal hier durch — vorleben!“ Da war ich aber schon auf die Kante eines Grabens getreten, die Erde rutschte mit mir ab, und ich schlug schwer in den Graben hinein. Da blieb ich willenlos und erschöpft liegen. Ich hörte deutsche Laute um mich herum, deutsche Sätze, die ohne Voricht gesprochen wurden. Alle Angst machte einer tiefen Ruhe Platz: ich war am Ziel.

## Keineke Fuchs und Flandern.

Von Alfred Richard Meyer, 3. Zt. im Felde.

In unseren Tageszeitungen stehen heute die Worte Flandern und blämisch fast so häufig wie Deutschland und deutsch. Die blämische Bewegung ist heute stärker denn je. Es gilt die Abschüttelung des französischen Jochs, es gilt den Kampf gegen die törichte Meinung, daß die blämische Sprache lediglich die der Bauern und Dienstmädchen sei. Flandern ist seit langen in unserem Besitz. Offiziere und Mannschaften ist in Brüssel, Antwerpen, Gent und vielen anderen kleinen Garnisonen Gelegenheit gegeben, für ein paar Pfennige die Uebung einer Sprache zu erlernen, die ein Teil der unsrigen ist und die in sich, wie ein lange verschollenes und zugewachsenes Dörrradschenschloß, viele Schönheiten birgt. Eine Ahnung davon ist selbst denjenigen Soldaten aufgegangen, die sich bisher damit begnügten, sich mit den mehr oder weniger holden Schänkinnen irgendeines „Gjamins“ zu verständigen, was auf der Grundlage des mecklenburgischen oder weisfälischen Plattz ganz gut vonstatten ging. Wer aber weiß, daß zu den vergessenen Schönheiten in erster Linie das alte Volks- und Tierese gehört, das wir als ganz selbstverständlich für unsere Literatur in Anspruch nehmen: Keineke Fuchs oder richtiger das Gesicht „van den vos Keinaerde“, wie es in der ältesten uns überlieferten Fassung aus der Zeit um 1400 herum heißt, in der aus 340 beschriebenen Perga-

menblättern Kleinfolio bestehenden Handschrift des Ritterstiftes Comburg am Kocher, jetzt einer der Hauptstücke in der Stuttgarter Königlichen Bibliothek.

Wer ist dieses höchst originellen Werkes Verfasser, das wir alle entweder aus der niederdeutschen Uebersetzung „Reineke Vos“ oder aus der Bearbeitung Goethes oder aus jener (dieser Vergleich sei kein Vergleich!) von Julius Bohmeyer her kennen? Der Mann stellt sich selbst in der ersten Zeile mit dem Namen „Willelm“ vor, mit dem wir nur wenig anfangen könnten, wenn wir nicht aus seinen 3470 Versen allerlei über seine Heimat entnehmen. Da ergibt sich denn, daß die Hauptörtlichkeiten der lustigen Tierfabel alle in Flandern liegen, und zwar so ziemlich alle zwischen Antwerpen und Gent, im „spoete lant van Waes“. Allwo jetzt überall, in den kleinen Flecken und Dörfern deutsche Landsturmmänner ihr Heim aufgeschlagen haben und Bahn- und Brückenwachen „schieben“, ohne die geringste Ahnung davon zu haben, daß hier einmal ringsherum Vos Reinaerd sein böses Spiel trieb mit Hengrijn, dem Kater Tibeert, dem Haken Cuwaerde, dem Dachs Grimbeert und all den anderen Tieren, deren Namen ein geistiger Vater allerdings einem älteren französischen Original des Renart entnahm, das als Handschrift Nr. 20043 der Pariser Nationalbibliothek angehört.

Dreimal wird der Landesname „Vlaenderen“ in Willems Text genannt, und zweimal der Name der Stadt Gent.

„al ware al flaten poerlement,  
dat men maekt nu te Ghent.“

Die Industrie für Leinen, Baumwolle, Sate, die heute in der alten Stadt der Grafen von Flandern über 20 000 Menschen und zwar meist Frauen das tägliche Brot gibt, die Latenweberei begann ihre Blütezeit hier am Zusammenfluß von Lys und Schelde, hier in der Nachbarschaft der beiden alten Klöster des heiligen Petrus und Bavon, Ende des 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts. Die Genter Leineweber und Walmüller lieferten sich auf dem „Marché du Vendredi“, dem Genter Freitagmarkt, wo heute das Denkmal des großen Volkshelden Jacob von Artevelde steht, der selbst ein Opfer seines Volkes unter dem Dolche verblutete, „am bösen Montag des 2. Mai 1345 eine blutige Schlacht, in der die Walter, die eine Gehaltszulage verlangt hatten, besiegt wurden. Dem „bösen Montag“ folgte der „gute Dienstag“ am 13. Januar 1349, an dem die Walmüller mit Hilfe der Schlachter, Fischer, Schiffer und der reichen Bürger die Weber, wiederum auf dem Freitagmarkt, schlugen und sie zum Gehorham gegen den Grafen von Flandern zwangen. In den langen und bunten Romanen des Genrik Conscience sind diese Kämpfe der Genter Ghiden ausführlich behandelt, die außer auf ihren Stolz und die Kraft ihrer Fäuste aber auch etwas auf die Güte und den Ruhm ihrer Erzeugnisse hielten. So heißt es z. B. auch in einem alten Fastnachtspiel: „Ich gelob' dir vier lange tuoch von Gint.“ Die Erwähnung des Schakes von König von Ermenrich im „Reinaert“ weist ebenfalls auf Gent hin, da jener nach Grimm als der Stifter des Grafenschlosses gilt, der zweifellos am reinsten erhaltenen romanischen Burg.

Der Vater Fuchs, Braun, Grimbart, Njegrin und der Kater Tibeert, erzählt Reineke:

„tuschen, hijste ende Ghent  
hilder sie haer poerlement“

wobei Hijste (auf Karten auch Hiest oder Hejste geschrieben) eine Zeile vorher als Dorf bezeichnet ist, heute ein Gehöft, nordöstlich von Gent, bei Destelfont und Voorschift, das heute durch seine gärtnerischen Kulturen bekannt ist.

„int oostende van Vlaenderen staet  
een boesch, ende heet Hulsterlo.“

Hulsterlo, nahe bei Hulst, unweit der belgischen und holländischen Zollstation — een boesch, ene wilderneesse, ein moer, eine woestine, wie es unser Willelm nacheinander benennt, aus welcher genauen Ortskenntnis man vielleicht nicht mit Unrecht den Schluß gezogen hat, daß hier des Dichters Heimat

war. Urkunden von 1139 und 1141 kennen Hulsterlo als bewohnten Ort. In diesem Gebüsch, in diesem Moor entpringt nun nach Reinaert der Duell, der Born Kriefepit, der sich einige Zeilen weiter auf nutte (nützlich) als Kriefepit reimt, was man nach Grimm als Griechen = Brunnen zu verstehen hat, weil man sich alles Sonderbare, Unheimliche in Griechenland, alles Abgelegenste in „Babilonien“ vorstellte:

„ende was gheborn van Abjale“ —  
„bi Besele onder enen boom.“

Abstal, nicht weit von Hulst; jüdischer, an der Schelde, Besele, Bafeele, was aber vielleicht auch Belzele sein kann. Noch zweifelhafter sind die vorfindenden Namen: Elmare, Polane, Portaengen, Scouben, ob sie in der Tat im Flandrischen zu suchen sind. Nach Ernst Martin ist der Fluß, in dem der Bär fortschwimmt, die Schelde. Genannt wird auch die Leie, la (auch le) Lys, die unsere Soldaten bei Gent, Kortryk, Meenen in einem erfrischenden Sommerbad wiederfanden. Fleur de



Der erste weibliche Fleischergeselle in Deutschland

ist die Tochter des Fleischweibers Max Rabner aus Rabensdorf in Sachsen; bei ihrer kürzlich erfolgten Heirat bestand das Gesellenstück im Schlachten eines Kalbes.

Lys! dustete einmal ein kleines Vatistastentuch. Die schöne Klärbelise aus Arno Holzens „Bleischmiede“ steigt auf, aus Reji Langers Vortragsabenden manchen für immer ins Herz gewachsen. . .

Reineke Fuchs und Flandern, ein kleiner Spaziergang, fern dem gewiß noch manche andere Beziehungen wissenden Reichtum der Bibliotheken ausgeführt. Aber brachte er nicht schon so, flüchtig aufs Papier geworfen, in einer kleinen, wohligen warmen Kammer im Stappengebiet, nach dem 9-Uhr-Adenschluß — um 4 1/2 Uhr früh muß man wieder zum Exerzieren heraus! — genug des Mannigfaltigen und Interessanten?

### Vision eines sterbenden Kriegers.

Pulverdampf und Kampfgetümmel — „Zum Sturm Gewehr rechts — Hurra!“ Den Deutschen ist der Sturmanlauf gelungen, mit blanker Waffe wurde der Feind von der beherrschenden Höhe vertrieben. Nun sucht er sein Heil in der Flucht, einige bemühen sich die zerlegte Fahne zu retten,

einer hebt flehend die Hände um sich zu ergeben. Vorwärts stürmt der Sieger, zurück nur bleiben die Sterbenden, die Toten . . .

Dort liegen zwei am Abhang. Sind wädere Mitstreiter gewesen. Der eine in den letzten Zügen, die Augen schon gebrochen, ein feindliches Bajonett ist ihm in die Seite gedrungen. Der andere, bereits mit dem eisernen Kreuze bedacht, das Bein vom feindlichen Geschöß zerschmettert, schleppt sich mühsam zu seinem Kameraden hinüber. Helfen will er ihm in treuer Freundschaft, er reißt ihm den Waffenrock auf, um nach der Wunde zu sehen. Linderung will er schaffen, waschen will er die Wunde, nehen die brennenden Lippen — aber o weh, beim Fall hat sich die Feldflasche gelöst, dort drüben schießt er sie blinlen. Wohl wühlt der Schmerz im zerschossenen Bein, wohl drohen die letzten Kräfte zu versiegen, um des Freundes willen kriecht er hinüber, kriecht er zurück, beinahe schon ist er wieder bei ihm. Da plötzlich ein wunderbar selbstamer Seufzer des Sterbenden, der ihn innehalten läßt. Mühsam richtet er sich auf und blickt hinüber zu ihm, dem er Erquickung zu bringen besorgt ist. Und in diesem Augenblick erlebt er eine wunderbare Vision: blickartig durchzuckt sein Hirn die Erinnerung an die kleine Dorfkirche daheim, über deren schlichtem Altar sich ein großes holzgeschnitztes Kreuzifix erhebt. Der Getreuzigte dort und der Tote hier — welche Fülle von Beziehungen! Derselbe blickende Blick, dieselbe Neigung des Hauptes, dieselbe Haltung der Arme, dieselbe offene Wunde an der Seite! „Einer der Kriegsgenachte öffnete seine Seite mit einem Speer und alsbald lief Blut und Wasser heraus.“ Dem einfachen Landmann freilich kommt's nur dämmerhaft ins Bewußtsein, was seinem Freunde eben das Sterben so leicht gemacht hat, aber dunkel fühlte er doch das Beselgende eines Opfers, das einer großen gerechten Sache gebracht wird. Wie jener auf Golgatha sein Leben lassen mußte, um Ungezählten geistiges Leben zu geben, so ist dieser Feldgrau gestorben, um mitzuhelfen, daß Millionen Deutsche deutsch bleiben, deutsch leben, deutsch streben, deutsch denken, deutsch lieben können — Heil, Deutschland, dir!

Die Vision des sterbenden Kriegers hat der Stifft des Zeichners festgehalten. Herb ist das Kunstwerk, das der Münchener Graphiker Adolf Schinnerer geschaffen, herb und gedankentief. Tod und Kampfesbraus sprechen aus der bedeutungsvollen Steinzeichnung. Und doch, wer sich in diese seltsame Verbindung von Symbolismus und Realistik hineinlebt, der fühlt sich emporgehoben über den Wust des Alltags, gestärkt durch den Gedanken an die Ueberwindung des Todes, an die Unsterblichkeit des Edlen, Schönen, Guten. Wichtig hat Schinnerer die beiden Sterbenden gestaltet, dazwischen überragend die Christusfigur, der das Kampfgetümmel einen schauerlichen Hintergrund verleiht. Das als Kriegsgedenkblatt für das 2. Inf.-Regt. gestiftete Kunstwerk ist bei Piloty & Voelke, München erschienen, das Erträgnis kommt den Hinterbliebenen von Kriegsteilnehmern dieses Regiments zu Gute.“

### Das innere Licht.

Von Kurt Münzer.

„Geliebte Frau, es ist Schwester Hedwig, der ich diesen Brief diktiere, den ersten nach vier Wochen Schweigens. Aber in dieser Zeit hat Dir ja die gute Schwester selbst geschrieben, gewiß tröstlich und ermunternd, und Dir schonend von meinem Geschick berichtet. Ich danke Dir, daß Du meinem Wunsch gehorchtest und nicht kamst, mich zu besuchen. Ich hätte es nicht ertragen, Dich zu hören und nicht zu sehen, Dich zu fühlen, indes Du meinen Augen entrissest warst. Aber heut bin ich in stande, selbst zu Dir zu sprechen und Dich zu bitten: komme zu mir. Ich bin wieder stark. Und wie ich stark wurde, das will ich Dir erzählen. Ich habe zu Euch, den glücklicheren, weil sehenden Menschen zurückgefunden. Glücklicher? . . . Ich beneide Euch

nicht mehr, ich habe einen schönen Frieden gefunden. Ein Licht, schöner und heller als das Gure, ist in meinem Innern aufgegangen.

Laß mich von Anfang an erzählen. Du weizt, bei Lens traf es mich. Es war ein Kopfschuß. Ich spürte etwas wie eine unfägliche Wonne, es hob mich in den Aether hinauf. Feuer durchloderte mich und Feuer sah ich. Es war, als hätte sich der Himmel geöffnet. Wenn der Tod sich also meldet, ist sterben ein Glück. Ich beklage die Toten nicht mehr, ihr letzter Augenblick ist unermeßliche Freude, Ahnung der Seligkeit. Aber ich erwachte. Ich erwachte aus der Nacht des Schlafes, der Bewußtlosigkeit, die doch noch die trügerischen Gestirne der Träume kennt, zur dunkleren Nacht meines Lebens, meines Wachens: ich war blind! ... Was das bedeutet, ist unsagbar. Kein Selbender ermiszt den Abgrund dieser Empfindung.

Ich begehrte auf, aber nur, um einzusehen, daß der Mensch ein hilfloses Wesen ist, Spiel und Sport sicherer Gewalten. Man sagt, ich habe geschrien wie ein wildes Tier, geweint wie ein eigensinniges Kind, geschwiegen wie ein Melancholiker. Ich wußte von nichts. Ich wollte es nicht glauben: blind sein ... das war doch nicht möglich!

Man operierte mich, ich litt, ich hörte, daß es heilte — was ging es mich an! Ich war blind. — Es gab keinen anderen Gedanken. Die Welt ausgeglüht — ich Mensch verflümmelt, dessen beraubt, wozu man lebt: die Umwelt sehend zu begreifen! Gott? ... Ich höhnte, ich spottete, ich forderte ihn heraus, ich verlorde ihn, da er sich verborgen hielt, diese Macht, die Unheil kräftet aus ihrem Versteck und nicht wagt, sich persönlich dazu zu bekennen! Ich vergaß das ganze furchtbare Leid, das ich mitangesehen in anderthalb Jahren Krieg, vor dem eigenen, was mich traf. Mir schien, ich sei der einzige, der litt, der einzige schuldlos Bestrafte —

Und da letzte es ein ... Was? Die Umkehr, die Selbstbestimmung, die Einkehr. Schuldlos? Welcher Mensch ist schuldlos? Ob nicht jedes Leid verdiente Strafe ist? Tiere leiden unschuldig, denn ein Tier, noch wenn es Böses tut, ist seiner Tat unbewußt, handelt vernunftlos, sein Denken reicht nicht vorwärts, sondern höchstens rückwärts. Ein Löwe, der tötet, ein Hund, der beißt, ein Adler, der ein Kind entführt, sie sind in höherem

Sinne ohne Schuld. Aber der Mensch, der sich vergeht, ist schuldig, denn er kann denken, er muß überlegen und folgern. Wozu ist ihm kein Verstand und Herz gegeben? Und jeder Mensch vergeht sich. Wer ist untadlig rein? Sind denn nur böse Taten sündhaft? Sollen Gedanken schuldlos sein? Wirken Gedanken nicht auch ins Lebendige und Wirkliche? Und weisen Menschen Herz hat noch nie Böses getradet und Uebles gejonnen? Jeder Mensch ist schuldig und also alles, was ihn trifft, gerechte Buße.

Da nahm ich mir denn die Beichte meines Lebens ab. Ich bin sie nur mir schuldig; aber einen Teil davon muß ich Dir, geliebte Frau, zusüßtern. Weil es Dich betrifft, meine Schuld an Dir. Schwester Hedwig, die für mich schreibt, hat das Ohr der Liebe: sie hört, vergeht, vergißt. Und wenn ich auch meine Menschlichkeit als Schuld bekenne, ich schäme mich doch ihrer nicht. Möchten es doch viele hören und sich an die eigene Brust schlagen.

Ich liebte Dich, und wir waren beide dieser Liebe gewiß. Aber noch gewisser war ich wohl Deiner Liebe zu mir, denn ich setzte sie aufs Spiel und gefährdete sie. Unter den Frauen, die sich Deine Freundinnen nannten, war eine, die machte mir besonders freundliche Augen und hatte ein heimliches Lächeln für mich, das zu erwidern mir Spaß machte. So gab es zwischen uns ein Einverständnis; eine Art weienlosen Geheimnisses, ehe noch ein verräuliches Wort gefallen oder die flüchtige Umarmung verücht worden war.

Du, nichts geschah, was Dich beleidigen konnte. Als im schnellen Lauf der Zeit meine Heimlichkeit mit jener Frau zunahm und allerlei Begegnungen und Gespräche enthielt, fiel doch nichts vor, was Deiner Ehre ein Unrecht getan hätte. Aber Du weizt ja, wie ich darüber denke: Gedanken sind auch eine Art Taten. Der Unterschied ist vielleicht nur der, daß der gekränkte Teil ihrer nicht gewahr wird. Aber in der Seele des Denkenden richten sie das gleiche Unheil an wie eine Handlung. — Und also war ich Dir — nach zwei Jahren Ehe — der Vater Deines Kindes — ich war Dir untreu. In Gedanken, in Gesprächen; untreu, indem ich Geheimnisse vor Dir hatte; untreu, indem ich in unjermem Heim plötzlich an die andere, Lockende, Reizvolle dachte. Sie ist heut hart gestraft. Ihr Mann, dessen sie nicht würdig war, ist neben mir gefallen. Ich

habe seine Todesstunde erleichtert, ich habe ihn in den Graben zurückgeholt, als er getroffen draußen liegen geblieben war, ich habe ihn begraben. Ihm gegenüber bin ich vielleicht entschuldigt. Das ist ausgeglichen. Aber für meinen Teil erwartete ich noch meine Strafe. Erst zitterte ich um Dich, um unser Kind. Ich dachte, wenn die Gerechtigkeit mich schwer trakt, dann straft sie mich in denen, die ich liebe, und raubt sie mir. Aber sie war milde, sie hielt sich an meine eigene Person! Jetzt danke ich ihr dafür. Der Preis entsprach wohl dem Gegenwert.

Geliebte Frau, ich beginne ein neues Leben, es wird klar und lauter sein. In der großen Finsternis, die mich umgibt, ist mir ein Licht im Innern entzündet worden, in dem sehe ich die Welt und die Dinge, die Menschen und ihre Verhältnisse besser und reiner als zuvor. Ich war ein trüber Mensch; ich bin ein geklärt Mann! Mein Herz ist wie verklärt. Ohne Augen sehe ich tiefer als zuvor. Ich blicke auch in mich, zum erstenmal, und kann da nun aufräumen, ordnen und schmiden, daß es wie ein Festsaal oder ein Bethaus aussehen wird. Du hilfst mir dabei. Ich werde unjermem Kinde Dinge sagen können, von denen ich früher nichts wußte. Ich, der Blinde, werde es sehend machen für die wahren Werte des Lebens. Du, Liebste, wirst mich auf Erden führen müssen, aber ich werde Dir von einem andern schöneren Reiche erzählen. Mein Leib wird ungeschädigt und unbehilflich sein, aber mein Geist, mein Gefühl wird nie mehr straucheln: ich sehe ja so gut.

Nun mußst Du zu mir kommen! Ich sehe Dich besser als zuvor. Ich habe mehr als Gure zwei Augen. Ihr habt die Welt draußen um Euch, ich ste in mir im Glanze eines wunderbaren Lichts. Meine Sonne geht nicht unter. Ich bin ein glücklicher Mann geworden; und mehr: ich werde ein guter Mensch sein. Geseegneter Krieg! Das vergessene Blut ist unwiderbringlich verlorenes Leben. Aber das Leben, das erhalten bleibt, ist geläutert und gesteigert. Meine Ohren, die nun so viel besser hören als die Guren, hören die Musik der Zukunft. Der Friede hat eine wundervolle Stimme; sie wird auch die trösten, die jetzt weinen.

### Preussische Weingrosshandlung G. m. b. H.

Berlin SW, Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 und 15265.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

#### Mosel-Weine

Obermoseler .....	1,—
1914er Remicher .....	1,10
1911er Wormeldinger .....	1,30
1911er Enkircher .....	1,50

#### Rhein- und Pfälzer-Weine

1908er Gensinger .....	1,10
1911er Bingerter Kahlenberg .....	1,30
1912er Niersteiner .....	1,50
1910er Hallgartener .....	2,—

#### Rot- und Bordeaux-Weine

St. Laurent .....	1,40
1911er Cru du Moulin .....	1,60
1909er Saint Seurin .....	1,75
1911er Cru Bayle Soussans .....	2,—

Als Spezialität empfehlen wir:

per Ltr.	
Französischer Rotwein .....	1,75
Obermoseler .....	1,10
Edenkobener .....	1,10
Tarragona (rot) portweinähnlich .....	2,25

In Körbflaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

### Preußische Verlagsanstalt

G. m. b. H.

Berlin SW68, Ritterstraße 50

In unjermem Verlage erschien:

## Preußisches Fischereigesetz

Nach den übereinstimmenden Beschlüssen beider Häuser des Landtages vom 22. und 31. März 1916

#### Amtliche Ausgabe

Preis 50 Pfennig sowie 10 Pfennig Porto gegen vorherige Einbindung des Betrages.

gagner **Wärmepumpe** Patent von **Müller-Dümmen** gebrauchen Sie **Contra-Vermin**, das neue Wärmemittel für Erw. u. Kinder (über 3 Jahre). Pack. mit dazugehörig. Salz 2,50 M. Allein-Versand Löwen-Apotheke, Hannover 28.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Eeben erschienen:

## Gebet des Kaisers

von Harry Sheff

für eine Singstimme mit Klavierbegleitung

von Oskar Pash

Königl. Professor und Musikdirektor

Preis 80 Pfg., sowie 5 Pfg. für Porto.

## Musiknotenmappe mit Noterpult

### „Susanne“

(Patent Frau Joachim-Coigneau)

Preis in Calico M. 4.—

zu beziehen durch

Preussische Verlagsanstalt, Berlin SW68, Ritter Str. 50.

Komm zu mir, Du junge neue Braut des neuen Menschen. Auch meine Liebe ist neu. Ich verkomme danach, Dich in dem neuen Licht zu sehen, im Licht des Blinden, in dieser goldenen Sonne meines Innern. Ich bin stark und hoffnungsvoll. Ich will es Dich auch machen. — Ganz Dein Gatte."

### Die Heeresmacht in früheren Kriegen.

Die beispiellose Entfaltung zahlenmäßig ungeheurer Armeen, wie sie der Weltkrieg hervorbrachte, legt den Gedanken nahe, die Größe der gegenwärtigen Heeresmacht mit dem Umfang der Soldatenmengen zu vergleichen, die in vergangenen Zeiten mit Schwert und Blut die Geschichte gestalteten. Wenn auch in frühester Zeit die Heere nicht so klein waren, wie man im Gefühl der gewaltigen Gegenwart anzunehmen geneigt ist, so erscheinen andererseits die Hiesigen, von denen mancherlei Chroniken und oft mündliche Überlieferungen aus dem Altertum zu berichten wissen, oft phantastisch übertrieben. Eine sehr sorgfältige Untersuchung über die Größen der Heeresmacht in vergangener Zeit, die Dr. S. Mroze im nächsten Heft der Grenzboten anstellt, ist geeignet, dies zu bestätigen.

Als der erste Militärstaat der Alten Welt wird das assyrische Reich bezeichnet. Der Bestand dieses Heeres wurde von Friedrich Delitzsch auf 150 000 Mann geschätzt, wobei der sicherlich sehr ansehnliche Troß nicht mitgerechnet ist. Von Saul wurde berichtet, daß er die Ammoniter mit 330 000 Mann, die Amalekiter mit 210 000 Mann bekämpfte. Ja, die Heere des persischen Weltreiches wurden mit 700 000 Mann angegeben, und von Xerxes wird erzählt, daß er über Millionen von Soldaten verfügt habe. Dies ist wohl darauf zurückzuführen, daß die Größe der persischen Heere den Griechen zu überwältigend schien, als daß sie vernünftige Schätzungen hätten anstellen können. Herodot, der ja stets groß in Übertreibungen war, gab für die persische Macht — Landheer, Troß und Flotte — nicht weniger als 5 Millionen an, unter denen 1 700 000 Fußsoldaten und 80 000 Reiter gewesen sein sollen. Um 2 Millionen bestehender äußerte sich die Inschrift des bei den Thermopylen errichteten Denkmals, das von 3 Millionen berichtet. Ein späterer griechischer Geschichtsschreiber ging bereits auf 800 000 herunter, und die hervorragendsten Forscher schätzen die Zahl der persischen Heere auf 50—100 000 Mann.

Auch im späteren Geschichtsverlauf ließen sich weitere Beispiele krasser Übertreibungen unschwer anführen. So schrieb man den Mongolen, die sich wie Feuerreden Schwärme über ihre Feinde stürzten, die ungeheuerlichsten Zahlen zu. Je jünger die Geschichte wird, desto erschütterlicher verschwinden diese allzu starken Übertreibungen. Mit welchen Heeresgrößen man aber zur Zeit des Türkenfeldzuges gegen Wien tatsächlich zu rechnen hatte, geht aus der wahrscheinlich richtigen Angabe hervor, die das dem Feinde an Zahl überlegene Entsatzheer Johann Sobieschys mit 84 000 Mann beziffert. In den drei ersten Jahrhunderten der Neuzeit schwankten die durchschnittlichen Normalgrößen der Armeen ungefähr zwischen 30—50 000 Mann. Friedrich der Große trat mit 150 000 Mann in den Siebenjährigen Krieg ein. Wirkliche Millionenheere wurden erst in neuester Zeit durch die Vervollkommnung des Verkehrswesens, der Technik und der hierdurch erleichterten Organisation möglich. Von den Armeen Napoleons, die Rußland erobern wollten, über die Hunderttausende, die sich bei Leipzig und Königgrätz schlugen, bis zu den beispiellosen Millionenheeren des Weltkrieges durchmaß die Entwicklung nicht viel mehr als 100 Jahre.

Die Massenentfaltungen der Gegenwart sind vermöge dieser reichen Entwicklung so außerordentlich, daß selbst die Zahlen des russisch-japanischen Krieges daneben klein erscheinen. Welch ungeheurer Unterschied liegt z. B. zwischen der vor nicht viel mehr als 10 Jahren geschlagenen Schlacht bei Mukden, in der man auf jeder Seite ungefähr 400 000 Soldaten zählte und die Front nicht größer war als die Entfernung von Königsberg bis Gumbinnen, und der gegenwärtigen Ostfront von Czernowitz bis Riga. Schon heute, da eine genauere Schätzung natürlich weder bereits möglich noch am Platze ist, kann man sagen, daß die Massenentfaltung im Kriege im Vergleich zur bisherigen geschichtlichen Entwicklung eine Grenze erreicht hat, die nach Menschenermaßen kaum jemals noch wird überstiegen werden können.

### Kriegs-Allerlei

Die Revisorin. In Samarkand erschien, wie „Turkestanisch Kurjer“ mitteilt, dieser Tage eine Dame in einer als Asyl für die Flüchtlinge verwendeten Kaserne und erklärte, sie komme aus Petersburg, um die Lage der Flüchtlinge zu unter-

suchen, und wünsche sofort, die Kaserne zu revidieren. Unter dem Personal brach eine Panik aus, weil weder ein Arzt noch eine Aufseherin vorhanden war. Die Revisorin ließ sich aber nicht abweisen und man mußte sie wohl oder übel durch die Kaserne Räume führen. Sie fand überall etwas auszufragen, vor allem aber erklärte sie die Wäsche, die in den Krankenbetten, auf den Tischen, in der Küche und selbst an den Leibern der Kranken verwendet wurde, für unerträglich schmutzig. Vor den Augen der Dame mußte überall die Wäsche gewechselt werden; die gebrauchte ließ sie sofort in Kübeln desinfizieren und dann gab sie sachgemäß Anordnungen, wie sie neugewaschen werden sollte. Inzwischen war es den Sendboten des Personals gelungen, irgendwo in der Stadt den Arzt und die Oberaufseherin aufzutreiben. Sie sahen sofort daß die Revisorin betrunken war, worauf eine polizeiliche Untersuchung feststellte, daß die Dame eine — Waschfrau war.

Wie der Krieg mit Wasser gelöst werden sollte. Der Leiter der dem französischen Kriegsministerium angegliederten Abteilung für Kriegserfindungen, Herr Painlevé, bekleidet nach den Versicherungen des „Gaulois“ keine sehr beneidenswerte Stellung. Denn die Zahl der Kriegserfinder ist viel größer als ihr Erfindungsgeist, und das genannte Amt hat von früh bis spät zu arbeiten, um mit all den Vorschlägen, Eingaben, Vorträgen und Versuchen fertig zu werden, mit denen es Tag für Tag bestürmt wird. Die einzige Erleichterung für die Beamten dieser Kriegserfindungsabteilung besteht darin, daß mehr als einer der eingereichten Entwürfe sie durch seine unrentable Komit unterhält. Der letzte phantastische Plan, der einem französischen Erfindersin entsprang, wollte nichts Besseres fertig bringen, als den ganzen Weltkriegsbrand mit Wasser zu löschen. Es handelte sich nämlich um riesenhafte Pumpen, die aus allen Flüssen an der Front das Wasser saugen und dann damit die deutschen Schützengräben überschwemmen sollen. Auf diese Weise, meint der Erfinder, würden zwar die französischen Flüsse ausgetrocknet, aber zugleich wäre die gesamte deutsche Armee ertränkt. Zum großen Zorn des Erfinders aber wurde sein patriotischer Plan ohne Begründung zurückgewiesen.

### Rätsel.

Gott sieht es nie, der Kaiser selten,  
Doch alle Tage Bauer Ketten.  
Auflösung folgt in nächster Nummer.  
Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Lufeland.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50

In unserem Verlage erscheint:

## Kommentar zum Preussischen Wassergesetz

bearbeitet von Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Silehne

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzusprechen sind

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark

### Niemand hat gesunde Beine

jetzt nötiger als die Daheimgebliebenen. Schwere Leiden sind häufig die Folgen von Krampfadern. Man verlange rechtzeitig bei Haut- und Beinleiden aller Art die Gratisbroschüre „Leiden u. Ratschläge“ von Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co., Hamburg 23.



DRESDEN, Scheffelstrasse, lat. **Atama** - Straußfedern  
allein 1/2, 10 Jahre schön und fest:  
folgt Beinen 30 cm lang 3 Mt., 35 cm 4 Mt., 40 cm 5 Mt., 45 cm 8 Mt., 50 cm 12 Mt., 55 cm 18 Mt., 60 cm 25 Mt. **Schmale Federn**, nur 15—20 cm breit, folgen 50 cm lang 3 Mt., 60 cm 6 Mt. **Straußhaas** 5, 10, 20 Mt. **Weiber** 1, 2, 4, 8 Mt. bis 60 Mt. **Sußblumen** 1 Ration voll 3 Mt.

### Kaufe mein Bett.

Sechzehn rot, acht Daunendecken, große 1 1/2, sechs Ober- u. Unterbetten u. 2 Kissen mit 30 Pfund neuen Halbdaunen, das Gebett Mt. 35.—, daselbe Bett mit Daunendecke Mt. 40.—, Betttes herrschaftl. Daunendecke Mt. 45.—, zweifachlag. feinstes jedes Bett Mt. 6.— mehr Kissen, Gebett zweifachlag. Bettfedern billig, Mat. frei, 30,000 Stücken, 1500 Paßfedern. **Bettenfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.**

# Gegen Gicht und Rheumatismus

## nur Girheubin

**Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel**

Vollkommen unschädlich!

**Reguliert die Magen- und Darmfähigkeit**

Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

**Preis der Dose: Mark 3.50**

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 18. — franko.**

In den Apotheken erhältlich  
oder durch die

**Girheubin G.m.b.H.**  
Berlin SW, Ritterstraße 50



### Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

**Dr. Walter V. . . Bützow.** Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

**Dr. med. F. . . Kaulsdorf (Ostbahn).** Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

**Dr. N. . . Frankfurt a. M.** Sie sandten mir eine Probeportion Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

**Dr. B. . . Wolfsbüttel.** Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

**Dr. A. . . Bensheim.** Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

**Dr. R. . . Uelsen.** In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

**Dr. L. . . Friedberg (Oberbay.).** Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin beziehen zu lassen.

**Dr. A. A. . . Rosenheim.** Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

**Dr. R. . . Benrath.** Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

**Dr. H. . . München.** Bei einem sehr alten Ischiasleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

**Dr. med. S. . . Saarburg.** Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

**Dr. W. . . Baunach.** Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

**Dr. F. . . Kosheim. . .** daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Knie, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stöcken möglich, kann diesebe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen. . .

**Dr. N. . . Ingolstadt.** Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

**Dr. T. . . , Altona.** Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

**Dr. T. . . Cöln a. Rh.** Girheubin wirkte immer prompt.

**Dr. Fr. W. . . Netphen.** Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Badekuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung verzogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Eißfeldt, Reutheun — Verlag: Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 63. — Rotationsdruck: Wilhelm Grebe, Berlin SW 33